

Laut vom Frieden sprechen

Der Palästinenser Ahmed Fouad Alkhatib wirbt im Exil in Amerika für die Abwendung von der Hamas und eine Verständigung mit Israel.

Von Frauke Steffens, New York

Ahmed Fouad Alkhatib sitzt vor einer Reihe von Flugzeugen und bunten Flaggen. Es sind Modellflugzeuge, und in seinem Büro in Washington erinnern sie ihn an bessere, hoffnungsvolle Zeiten. Einst gründete Alkhatib eine Initiative, um einen zivilen Flughafen in Gaza zu bauen, das ist fast zehn Jahre her. Auch damals war der heute 34 Jahre alte Palästinenser schon im Exil. Er hatte nach einem Schüleraustausch politisches Asyl beantragt, als die Hamas gerade die Macht im Gazastreifen übernahm, war später Amerikaner geworden.

Heute ist Alkhatib eine der profiliertesten palästinensischen Stimmen für den Frieden, gegen die Hamas und für eine Verständigung mit Israel. Alkhatib arbeitet als Nahost-Spezialist beim Thinktank „Atlantic Council“, schreibt für Magazine und wird in Talkshows eingeladen. Aber seine Hauptwirkungsstätte ist seit dem 7. Oktober das Internet. In den sozialen Medien erreicht er auch Menschen, die nicht den „Atlantic“ lesen – und er streitet sich unermüdlich mit ihnen, hält Beschimpfungen und Drohungen aus. Vehement schreibt er gegen die Dehumanisierung der Opfer des 7. Oktobers an, gegen die Rechtfertigung und das Feiern des Massakers, die ihn schockiert haben.

Mit ebensolcher Vehemenz kritisiert er den israelischen Krieg in Gaza, die Zehntausenden Toten und dokumentierten Menschenrechtsverletzungen. Ist er zu kritisch gegenüber einer Seite, fallen sie online über ihn her, doch Alkhatib bleibt sachlich. „Die Palästinenser und die Israelis haben beide legitime Ansprüche auf das Land, und nur wenn wir beide anerkennen, kommen wir weiter“, sagt er im Zoom-Interview. Angesichts des Krieges habe er um seine Humanität kämpfen müssen, doch Frieden sei die einzige Lösung.

Alkhatib war elf Jahre alt, als er während der „Zweiten Intifada“ drei Freunde bei einem israelischen Luftschlag verlor. Seitdem hört er schlecht. Nun trauert er um 31 Familienmitglieder, die bei israelischen Bombenangriffen auf Rafah starben, Onkel, Tanten, Nichten, Neffen, Cousins und Cousins, die jüngsten Kinder kein halbes Jahr alt. Die Tante Zainab, die schon alt war und früher Lehrerin an einer Schule des UN-Flüchtlingshilfswerks UNRWA. Der Onkel Abdullah, Arzt wie Alkhatibs verstorbener Vater und sein Bruder, der Hunderte Verletzte im Krieg behandelt hatte.

In dem Haus seiner Verwandten in Rafah hatte Alkhatib, der bei einem Einsatz seines Vaters in Saudi-Arabien zur Welt kam, als Kind in den Neunzigerjahren palästinensische Politiker wie Yassir Arafat getroffen. Er stamme aus einer Familie von „Technokraten“, was vor allem heiße: Pragmatiker. Gegen alle Widerstände besteht Alkhatib darauf, dass der Weg zu einem palästinensischen Staat nicht über gewaltsamen Widerstand führe. Dies, sagt er, müsse der letzte Krieg gewesen sein. Jede Lösung müsse damit beginnen, Israels Existenz und Sicherheitsinteressen anzuerkennen. Umgekehrt müsse Israel mit den Bombenangriffen aufhören, die illegalen Siedlungen räumen, zurückkehren zum Ziel einer Zweistaatenlösung.

Das alles klingt heute weiter weg denn je. Aber alle Alternativen sind bekanntlich schlimmer: die Vision der israelischen Rechten, die Palästinenser zu vertreiben, und die der Hamas und vieler propalästinensischer Aktivisten, Israel als jüdischen Staat zu vernichten.

Wer ihn nicht beschimpfte, der versuche, ihn für seine Seite zu vereinnahmen.



Ahmed Fouad Alkhatib Foto Atlantic Council

men, erzählt Alkhatib, doch er wolle einen „dritten Weg, ein drittes Narrativ, das viele Wahrheiten enthält und es ermöglicht, mehrere Fakten gleichzeitig anzuerkennen“. Durch „maximalistische“ Forderungen und inkompetente Führer hätten die Palästinenser Jahrzehnte verschwendet: „Wir haben als Palästinenser alles ausprobiert, den Säkularismus der PLO, den Marxismus der PFLP, und jetzt sind wir beim Islamismus der Hamas angelangt. Wir probieren diese verschiedenen Ideologien aus und verlieren nur immer mehr Land und mehr Leute, sind heute abhängiger von internationaler Hilfe und weiter entfernt von unserer Souveränität als je zuvor.“

Doch wie in Israel gebe es auch unter den Palästinensern andere Kräfte – sporadische Meinungsumfragen scheinen das zu bestätigen. Alkhatib glaubt, dass die Hamas ihre Verbrechen am 7. Oktober auch deswegen beging, weil sie längst geschwächt gewesen sei. Im Sommer 2023 gab es palästinensische Proteste gegen die Terrororganisation, die Normalisierung der Beziehungen zwischen Israel und Saudi-Arabien habe den Druck erhöht. Hinzu kamen Signale aus Qatar, dass der Wüstenstaat die Finanzierung der Hamas möglicherweise zurückdrehen würde.

Alkhatib hält Kontakte zu Oppositionellen in Gaza. Diese hätten Angst vor der Rache der Hamas, und gerade deshalb müsse man sie auch vom Westen aus stärken. Natürlich sei er in einer privilegierten Position, da nicht in Lebensgefahr wie seine Verwandten und Freunde. Doch was bleibe ihm übrig, als wenigstens diese privilegierte Position zu nutzen. In den USA baut er Brücken, traf sich mit den Familien der von der Hamas Entführten, unterstützte die Ausstellung über das Massaker beim Nova-Festival, die in New York mit antisemitischen Parolen gestört wurde.

Alkhatib ist nicht allein. Auch andere Palästinenser, wie Ihab Hassan in Washington oder John Aziz in England, erheben in den sozialen Medien ihre Stimme gegen die Hamas und gegen die Gewaltverherrlichung auf allen Seiten des Konflikts. Regelmäßig werden sie dafür beschimpft, als israelische Spione zum Beispiel, oder als Büttel der „liberals“, so nennen Linke in Amerika Menschen, die in ihren Augen zu moderate Positionen vertreten.

Für Alkhatib schaden viele westliche Linke und „Antizionisten“ der Sache der Palästinenser. Sie hätten oftmals wenig Ahnung von der Geschichte und Gegenwart des Nahostkonflikts. Manche gerierten sich wie „white saviors“, die ihren eigenen ideologischen Referenzrahmen auf eine ihnen fremde Region übertragen. „Sie sind wie ein falscher Freund, der dem Betrunknen nicht die Autoschlüssel wegnimmt“, sagt Alkhatib über die extremsten westlichen Aktivisten. Viele Demonstranten in Amerika seien nach dem 7. Oktober zwar aus den richtigen Gründen auf die Straße gegangen – Entsetzen über den Krieg, die Forderung nach einer Waffenruhe. Doch ihre Bewegung werde längst dominiert von destruktiven Narrativen, die die Palästinenser zum Gewalt ermutigten, die Hamas glorifizierten.

Die Bewegung in den westlichen Ländern habe seit dem 7. Oktober so vor allem Chancen verpasst. „Hätten sie von Anfang an das größte Massaker an Juden seit dem Holocaust verurteilt, die Freilassung der Geiseln gefordert und sich von der Hamas distanzieren, dann hätten die Aktivisten sich aus einer moralisch weniger angreifbaren Position viel mehr politisches Gehör verschaffen können“, sagt Alkhatib. Dass zum Beispiel beim Parteitag der Demokraten kein Palästinenser sprechen durfte, gehe zum Teil auf das Konto dieser Radikalisierung, auf die palästinensische Amerikaner nun zu Unrecht reduziert würden.

Für die Zukunft hofft Alkhatib, dass es eines Tages internationale Verhandlungen für Gaza und die Westbank geben kann, die das Ziel eines palästinensischen Staates verfolgen. „Natürlich kann man nicht einfach sagen, gebt uns unsere Freiheit, und dann machen wir einen neuen 7. Oktober“, sagt Alkhatib. Die Palästinenser müssten durch ihr Verhalten beweisen, dass sie Frieden wollten und in der Lage seien, ein eigenes Staatswesen aufzubauen. In der Übergangsperiode müsse man herausfinden, welche Bündnispartner es in der jetzigen zivilen Verwaltung gebe – in geringem Umfang auch mit ehemaligen Anhängern der Hamas, ähnlich wie das bei anderen ehemaligen autoritären Systemen der Fall gewesen sei.

Sind all diese Zukunftshoffnungen nach dem Tod von Hamasführer Yahya Sinwar nun realistischer geworden? Gewiss würde der Triumph für die Israelis eine Chance bieten, den Krieg zu beenden, eine „off-ramp“, wie auch Alkhatib es nennt. Doch er habe große Zweifel, dass Israels Premier Benjamin Netanjahu die Kämpfe wirklich einstellen wolle. Und auch über die Bereitschaft palästinensischer Kräfte, einen neuen Weg einzugehen, kann man letztlich nur spekulieren. Alkhatib sieht seine Aufgabe darin, überhaupt erst einmal wieder lauter davon zu sprechen: vom Frieden.

Je mehr ihr mich cancelt, desto größer macht ihr mich!

Anne Lenk inszeniert am Schauspielhaus Zürich Shakespeares „King Lear“ / Von Salomé Meier, Zürich

Der Anfang ist gleichzeitig das Ende. „Wer von euch hat mich am meisten lieb?“ – Als King Lear (Rainer Bock) die Frage seinen drei Töchtern Cordelia, Goneril und Regan stellt, um sein Erbe „gerecht“ unter ihnen aufzuteilen, schaut er sie nicht an. Stattdessen fixiert er einen imaginären Punkt über dem Publikum, als übersehe er von dort die Gesamtheit seiner Gemächer, Bediensteten und Ländereien. Hinter ihm ragt ein riesiges Reiterdenkmal in die Höhe und überschattet seine Töchter, von denen er soeben die erste Performance des Abends fordert: einen Liebesbeweis, der in Wirklichkeit Zeichen ihrer Unterwerfung ist. Dass das Denkmal im Laufe der Machtwechsel und politischen Umwälzungen geköpft werden wird, ist freilich nur eine Frage der Zeit.

Während Goneril (Nancy Mensah-Offei) und Regan (Lea Sophie Salfeld) dem Vater gehorsam ihre Liebe vorspielen, verweigert Cordelia (Sasha Melroch) diese Darbietung. Sie erklärt, die Liebesprobe sei veraltet und als seine Tochter sei die Liebe eine Selbstverständlichkeit, weswegen sie sie nicht beweisen könne. Lear, erzürnt über ihre Weigerung, verbannst sie aus seinem Reich, ebenso seine Untertanin Kent (Lena Schwarz), die es wagte, Cordelia zu verteidigen.

Parallel zu Lear entfaltet sich bei Lears Ratgeber Gloucester ein ähnliches Drama, diesmal jedoch mit umgekehrten Vorzeichen. In Lenks Inszenierung wird Gloucester von einer Frau (Karin Pfammatter) gespielt. Gräfin Gloucester hat zwei Söhne: Edgar (Johann Jürgens) und den unehelichen Edmund (Steven Sowah). Da Edmund laut Gesetz nichts erben soll, spinnt er eine Intrige gegen seinen Halbbruder. In einem fingierten Brief, den er angeblich von Edgar erhalten hat, klagt er über die Tyrannei der Mutter, die nur auf ihrem Erbe sitzt.

Wie Cordelia wird so auch der rechtschaffene Edgar verstoßen, während Goneril, Regan und Edmund eine unheilvolle Allianz bilden. Mit dem Generationenwechsel wechseln nun auch die Bühne (Judith Oswald) und die Kostüme (Sibylle Wallum). War alles zuvor in dunklen Grautönen gehalten, dominiert jetzt ein leuchtendes Rot und Rosa. Nun zeigen die Töchter ihr wahres Gesicht und verweisen die alte Generation in ihre Schranken.

In einer riesigen, aufgerissenen Mundhöhle mit verführerischen Lippen haben sich die beiden Töchter Goneril und Regan eingerichtet. Ihre Kleidung ist jetzt ganz die zweier Racheköniginnen: seidene Hosen und rosarote Bustiers, von denen schreiende Frauenköpfe medusenartig aufs Publikum herabblicken, Zierbänder, auf denen die Namen einflussreicher Technologie- und Computerpionierinnen wie Ada Lovelace, Grace Hopper und Shirley Ann Jackson eingraviert sind, und aufge-

plusterte Ärmel, die mit den Schlitzten und doppelten Perlenreihen an Vaginas dentata denken lassen. Das also ist die verführerisch-tödliche Höhle des Bösen, wo King Lear und seine Armee alter Männer entmannt, excuse: entmacht werden sollen. Im 21. Jahrhundert bedeutet das: Im Netz werden sie öffentlich an den Pranger gestellt, ihre Meinungen gecancelt.

In einer großartigen Szene schwebt Edgar, der bei Shakespeare als „Tom der Bettler“ durch die Wälder irrt, als verlorener Astronaut „Major Tom“ durch den Raum. (Schon zuvor war im Stück das Echo der neuen deutschen Fußballhymne in der Version von Peter Schilling zu hören gewesen, wenn Lears Gefolgsleute als Bierflaschen verkleidet

über die Bühne torkelten.) Lear, seine als Närrin verkleidete Gefährtin Kent und Gloucester beobachten ihn am Himmel, wie er E.T.-artig auf einem fliegenden Fahrrad dem irdischen Leben davonschwebt. Die Schauspielkunst von Johann Jürgens, der Edgar spielt, zeigt sich in seinen unterschiedlichen Verwandlungen: Mal wird er zum holländischen Piloten, mal zum österreichischen Einsiedler, was für herzhaften Lacher sorgt.

In der Mund-Höhle entspinnt sich derweil eine Rivalität zwischen Goneril und Regan, die beide um Edmunds Liebe kämpfen. Soll nun ausgerechnet ein Mann die Macht der Schwwestern gefährden? Um Edmund ihre Zuneigung zu beweisen, locken sie seine Mutter in eine Falle und rauben ihr in einer brutalen Szene das Augenlicht. Die Blendung führt (ganz in der Tradition der griechischen Tragödie) zu einer Einsicht: Gloucester erkennt, dass sie Edmund vertraut und Edgar zu Unrecht verstoßen hat.

Wie Gloucester, die mit ihrem goldenen Nimbus als heilige Maria, als Mutter aller, geblendet wurde, versteht nun auch Lear, dass er nicht nur biologischer Vater ist, sondern auch ein Symbol für den alten weißen Mann, der als Sündenbock für alles herhalten muss. Lear trifft damit einen neuralgischen Punkt in der derzeitigen Gender-Debatte: „Wie viele Menschen gibt es denn noch, die die Fehler bei sich suchen und nicht immer bei anderen?“, fragt Lear im Stück unfreiwillig rhetorisch, da seine Töchter für eine solche Einsicht taub sind. „Ihr habt mich zum Symbol gemacht, doch je mehr ihr mich cancelt, desto größer macht ihr mich!“

Am Schluss kommt es so, wie es kommen muss – und doch ganz anders. Alle drei Töchter sterben, getrieben von Neid und Eifersucht und gegenseitiger Intrige, während Lear um Cordelia trauert. Bei Shakespeare endet das Stück hier. Doch in Lenks Inszenierung kommt es zu einem unheimlichen Finale: Goneril und Regan erheben sich, als wären sie unsterblich. Im Chor singen sie: „Auch wir finden's traurig, auch wir weinen mit, doch kein Paradies ohne Höllenritt“ – das ist das Mantra der Schwwestern, die ihr blutiges Handwerk von den Vätern gelernt haben.

In der letzten Szene sitzt Lear erneut auf seinem Thron, scharf seine Töchter wie Bedienstete um sich und stellt die gleiche Frage wie in der allerersten Szene, während die Bühne gespenstisch auf uns zurast. Die Frage, ob hinter jedem Generationswechsel nur die Wiederholung des Patriarchats steht, bleibt in dieser phänomenalen Inszenierung von Anne Lenk auf beunruhigend ambivalente Weise offen.



Mutter Maria im Huckepack: Karin Pfammatter, Steven Sowah Foto Arno Declair

Darf man in einer solchen Welt noch Filme gebären?

Ein stilles Drama wie ein faires Streitgespräch: Pedro Almodóvars „The Room Next Door“ im Kino

Als Pedro Almodóvars „The Room Next Door“ beim Filmfest in Venedig Premiere feierte, regte sich ein amerikanischer Kritiker nach der Vorstellung über eine Szene auf, in der John Turturro mit Julianne Moore in einem Restaurant sitzt. Turturro spielt Moores Ex-Freund, über Beeren mit Schlaghahn gibt er seine Weltsicht zum Besten: Die Menschheit habe den Punkt längst überschritten, an dem sie die Probleme, die sie auf dem Planeten verursacht habe (Klimawandel, Kriege, Nahrungsknappheit), noch in den Griff kriegen könnte. Wie überhaupt noch jemand Kinder in diese Welt setzen könne, sei ihm schleierhaft. Es war dieser Monolog, der den Amerikaner kopfschüttelnd aus dem Kino treten ließ. Er tat damit das Gleiche, was Sigrid Nunez in ihrem Roman „Was fehlt dir“, der als Vorlage für Almodóvars Film diente, an der Parallelstelle beschreibt: Dort hält der Ex-Freund seine Rede als Vortrag an einer öffentlichen Uni-Veranstaltung und spaltet mit den Thesen das Publikum – die einen stimmen ihm danach zu, die anderen verlassenen kopfschüttelnd den Saal.

Dass Almodóvar diese polarisierenden Sätze im Film beliebt, zeigt, wie tief und gründlich er sich mit Nunez' Roman auseinandergesetzt hat. Denn sie erzählt nicht einfach nur die Geschichte zweier Freundinnen, von denen eine so schwer an Krebs erkrankt ist, dass sie ihrem Leben selbstbestimmt ein Ende setzen will und die andere darum bittet, gemeinsam mit ihr die letzten Tage zu verbringen. Die Schriftstellerin nimmt Krankheit, Vergänglichkeit und den Umgang damit bei verschiedenen Menschen, die ihrer Erzählerin begegnen, angstfrei in den Blick. Der spanische Regisseur verzichtet auf viele der Nebenstränge und arbeitet stattdessen in seinem ersten englischsprachigen Langspielfilm die Geschichte der zwei Freundinnen heraus. Etwas Besseres kann man gar nicht tun, wenn Julianne Moore und Tilda Swinton die Hauptrollen spielen.

Nunez' leichten, niemals ins Fatalistische abdriftenden Ton übersetzt der Spanier in seine opulenten Farbspiele, begegnet der Härte des Lebens mit purer Ästhetik. Jedes Zimmer, jedes Outfit strahlt. Julianne Moores Garderobe ver-

ankert ihre Ingrid in satten Grüntönen mitten im Leben. Olivfarbe Kaschmirpullover und tannengrün karierte Wollmäntel setzen die schönsten Kontraste zu Moores Kupferhaar und den in dunklen Ochsenblut geschminkten Lippen.

Tilda Swintons Martha hingegen beginnt ihre Reise in Krankenhausplastik, je sicherer sie in ihrer Entscheidung wird, je mehr Macht sie sich über das eigene Schicksal zurückerobert, desto leuchtender strahlen ihre Sachen. Im Haus im Wald, in das sich die Freundinen für Marthas letzte Tage zurückgezogen haben und wo vor warmer Holzverkleidung herbstlaubrote Sofas stehen,

legt sie irgendwann einen kanariengelben Anzug an – da ist das Ende nicht mehr weit, und sie begegnet ihm mit Würde.

Natürlich erschöpft Almodóvar sich nicht im schnöden Oberflächenglanz. „The Room Next Door“, der in Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet wurde, ist vielmehr das Komplementärstück zu „Leid und Herrlichkeit“ (2019), in dem Antonio Banderas als alternder Regisseur mit körperlichem Verfall und dem Abschiednehmen von geliebten Menschen kämpft. Almodóvar zieht philosophische Betrachtungen dazwischen, lässt die beiden Freundin-



Unter der glänzenden Oberfläche lauert das Leiden: Tilda Swinton (links) und Julianne Moore

Foto dpa